Ich seh' dich oft.

Ich seh dich oft. Auf meinen Wanderwegen
Kommst du mir jeden Abend still entgegen.
Dicht schlingt sich Geißblatt über Hag und Thor,
Aus dunkeln Gärten duftet's schwül hervor.....

Zuweilen bleibst du wohl tiefathmend stehen,
Pflückst einen Blüthenzweig im Weitergehen —
Und vor dem Strauch, wo deine Hand ihn brach,
Bleib' ich in Träumen steh'n und schau' dir nach....

Maidy Koch.

Sie weiß sich zu helfen.

(Aus dem Englischen.)

„Ich wußte im Voraus, wie es kommen würde", sagte Mrs. Mynton. „Ihr könnt es bezeugen, Mädchen, daß ich es vom Anfang an voraussagte. Sie ist nicht kräftig genug, um in einem Laden zu stehen; im Hause ist sie zu nichts nutze, und nun liegt sie uns zur Last durch ihre Krankheit, und Niemand weiß, wie lange diese dauern wird. Dazu haben wir eine Doktor-Rechnung zu erwarten, gar nicht vom Apotheker zu sprechen, und Mynton's Gehalt ist gerade jetzt wegen der schlechten Zeiten herabgesetzt, und —"

„Still, Mama!" sagte Angelina Mynton, indem sie ihren Zeigefinger warnend erhob. „Sie kann Dich hören."

Und so war es. Der Nebel, welcher Phöbe Clifford's Geist umnachtet hatte, schwand allmählich; die Worte, welche ihr zuerst wie das entfernte Summen eines Bienen-Schwarmes geklungen hatten, nahmen deutliche Gestalt an.

„Es thut mir sehr leid, Tante Mynton", sagte sie. „Ich will mich bemühen, Euch keine Last zu sein. Wirklich", fuhr sie fort, indem ein schwaches Lächeln um ihre Lippen spielte. „ich fiel nicht absichtlich in Ohnmacht; aber im Laden war es so heiß und die Ventilation so schlecht — wenn ich um einige Tropfen Wasser bitten dürfte." —

Phöbe Clifford war mit neunzehn Jahren Waise geworden. Ihr nächster Verwandter — ein Bruder ihrer verstorbenen Mutter — war in einer Bank in New York angestellt, und zu ihm hatte sie ganz natürlich ihre Schritte gelenkt. Es war ihm gelungen, ihr eine Stelle in einem großen Galanteriegeschäft zu verschaffen, und hier hatte sie im ersten Vierteljahr diese schmachvolle Niederlage erlitten.

„Sie kann die vielen Stunden Arbeit, ganz von der frischen Luft abgeschnitten, nicht vertragen", meinte Dr. Falkney. „Viel Bewegung und Luft sind ihr durchaus nöthig. Die jetzige Lebensweise kann sie nicht aushalten."

„Bewegung in der freien Luft?" wiederholte Mrs. Mynton, deren Herz durch jahrelange Entbehrung und angestrengte Arbeit bitter geworden war. „Aber, Dr. Falkney, wir haben nicht Pferd und Wagen, und Zeit, um im Park spazieren zu gehen, haben wir auch nicht. Frische Luft! Wir wohnen in einer Miethswohnung, die Schlafzimmer werden mit Gas erleuchtet und durch den Schornstein gelüftet und dem ist nicht abzuhelfen, scheint mir."

Dr. Falkney schüttelte den Kopf.

„Langsames Gift", sagte er, „für ein Mädchen wie sie." Phöbe, welche im Nebenzimmer auf dem Sofa lag und langsam an einem Paar Strümpfen für den jüngsten Mynton strickte, hörte dies Alles und überlegte, was zu thun sei.

„Hier möchte man mich am liebsten los sein", dachte sie traurig. „Ich bin ein unnützer Esser, und Dr. Falkney sagt, ich darf nicht mehr in den Laden zurückkehren, die Frage ist: Was soll ich thun? Bewegung? Frische Luft! Tante Mynton hat recht, dieser Luxus scheint nicht für mich da zu sein."

Als sie so dalag, beobachtete sie Angelina Mynton, welche versuchte, ihren vorjährigen Strohhut mit einem drei Ellen langen erdbeerfarbenen seidenen Bande und einem Bouquet gelber Primeln zu garniren.

Es war deutlich zu sehen, daß Angelina keine Putzmacherin war. Sie drehte das Band nach allen Seiten; sie brachte die Primeln erst auf einer Seite, dann auf der andern an und schleuderte endlich Hut, Band und Blumen mit einem Ausruf der Verzweiflung von sich.

„Häßliches, altes Ding!" rief sie aus, „ich kann nichts daraus machen."

Phöbe legte ihr Strickzeug beiseite. „Gieb es mir!" sagte sie. Einige zierliche Schleifen, ein geschicktes Anbringen der mißhandelten Primeln, und Phöbe zeigte den Hut den bewundernden Blicken Angelinas.

„Wie gefällt er Dir jetzt?"

„Oh, reizend!" rief sie voll Bewunderung aus. „Es ist gar nicht wie derselbe Hut. Wie hast Du es angefangen, Phöbe?"

„Ich weiß nicht", antwortete Phöbe. „Ich habe immer meine eigenen Hüte und die von meiner Mutter garnirt; es macht mir Spaß."

„Du solltest Putzmacherin werden", sagte Angelina, „aber", fügte sie sich erinnernd hinzu, „Dr. Falkney sagt, Du darfst Dich nicht in einem Laden einschließen, und eine Putzmacherin kann sich auch nur wenig Bewegung in der frischen Luft machen."

„Ja", stimmte Phöbe seufzend bei.

Doktor Falkney war ein ruhiger, wortkarger Junggeselle von vierzig Jahren. Er hatte zehn Jahre lang an demselben Ort seinen Beruf ausgeübt und nie empfunden, daß ihm etwas fehlte. Aber an diesem frischen Frühjahrsmorgen saß er nachdenklich in seinem Arbeitszimmer, indem er das große Skelett, das hinter einem Gazevorhang in der Ecke aufgestellt war, aufmerksam betrachtete und dabei mit dem Lineal auf den Tisch klopfte.

„Ihre Augen gleichen denen eines aufgescheuchten Rehes", sagte er zu sich selbst. „Und eine so sanfte, liebliche Stimme! Sie schwatzt nicht, wie ihre Cousinen. Sie spricht in einer ruhigen Weise, die dem Ohr wohl thut. Und sie steht so ganz allein in der Welt! Ja, ich will sie heirathen, wenn sie mich mag."

Wenn Dr. Falkney einmal einen Entschluß gefaßt hatte, zögerte er nicht lange mit der Ausführung desselben; darum ging er noch am selben Nachmittag zu Mrs. Mynton und verlangte Miß Clifford zu sehen.

„Wissen Sie nicht, daß sie fort ist?" sagte Mrs. Mynton, die wie immer mit Strümpfestopfen beschäftigt war.

„Fort?" fragte Dr. Falkney erstaunt „und wohin?"

„Es ist die merkwürdigste Sache der Welt", erwiderte Mrs. Mynton, „wir wissen es selbst nicht und ich bezweifle, daß sie es selbst weiß. Sie sagte, sie wollte ihre Vorschrift befolgen, Doktor."

„Meine Vorschrift?"

„Bewegung und frische Luft hatten Sie ihr vorgeschrieben, wie Sie Sich erinnern werden. Sie sagte, nach einigen Wochen würde sie zurückkommen und uns mittheilen, wie es ihr gegangen."

Dr. Falkney's pechschwarze Augenbrauen zogen sich zusammen.

„Und Sie ließen sie fortgehen?" sagte er. „So jung, so hübsch und so unerfahren! Wo waren Ihre mütterlichen Gefühle, Mrs. Mynton?"

„Ich weiß nicht, was die mütterlichen Gefühle hierbei zu thun haben", sagte Mrs. Mynton etwas beleidigt. „Sie ist ja nicht mein Kind, nur die Nichte meines Mannes. Und ich habe selbst vier Töchter, für die ich verantwortlich bin; außerdem habe ich keine Autorität über Phöbe Clifford."

„Sie mögen recht haben", antwortete Dr. Falkney. „Aber ich hoffe, sie kommt bald wieder." —

Phöbe hatte einen Entschluß gefaßt.

„Ich will versuchen zu hausiren", sagte sie zu sich selbst. „Einen Theil meiner Waaren trage ich auf dem Arm, den andern im Kopf."

Am selben Tage, als Mrs. Perkin gerade den Mittagstisch deckte, klopfte Phöbe Clifford an ihre Thür.

„Mein Gott!" rief die Frau des Pächters aus, indem sie vor Erstaunen beinahe ihre größte blaugeränderte Schüssel fallen ließ, „sind Sie das, Phöbe?"

„Ja", nickte Phöbe. „Wie gut Ihr Mittagessen riecht, Mrs. Perkins! Hühnerpastete? dachte ich es mir nicht! Und ein Pudding! Mrs. Perkins, darf ich bei Ihnen zu Mittag essen?"

„Sie sind willkommen", sagte die gute Frau. „Aber ich dachte, Phöbe, Sie wären zu Ihren Verwandten nach New York gegangen, Sie haben Sich doch hoffentlich nicht mit ihnen entzweit?"

„Oh nein", sagte Phöbe. „Ich entzweie mich nie mit Jemand, Mrs. Perkins. Aber ich muß mich selbst ernähren. Onkel Mynton ist nicht reich, und ich kann ihm nicht zur Last fallen. Ich versuchte das Leben in einem Laden, aber ich schien nicht kräftig genug zu sein. Darum mußte ich etwas Anderes probiren. Nun bin ich eine herumreisende Putzmacherin."

„Was?" rief Mrs. Perkins aus, die Theebüchse hoch über der glänzenden Theekanne haltend.

Phöbe deutete auf den leichten Korb an ihrem Arm.

„In diesem Korbe", sagte sie lachend, „sind drei Abtheilungen. Die eine ist voll von den modernsten Hut-Fassons, ganz eng zusammen gepackt; die zweite enthält Blumen, und die dritte Bänder von allen Farben. Sie kaufen Ihren Frühjahrshut bei mir, nicht wahr, Mrs. Perkins?"

„Na, wie glücklich sich das trifft!" sagte Mrs. Perkins. „Morgen wollte ich mir einen kaufen!"

„Sie werden mit mir ebenso zufrieden sein, wie mit einer anderen Putzmacherin", sagte Phöbe. „Und ich will auch billig sein. Versuchen Sie es mit mir, mehr verlange ich nicht."

„Das will ich thun", sagte die gute Dame. „Sie waren immer geschickt mit der Nadel. Das Mittagessen ist fertig, und ich werde Mrs. Perkins rufen. Setzen Sie Sich, Phöbe, und nehmen Sie vorlieb, wie Sie es finden."

Nach dem Essen arbeitete Phöbe fleißig an dem neuen Hut für Mrs. Perkins. Scharlachrothe Mohnblumen, schwarzseidenes Band und der in Puffen gezogene, schwarzseidene Hut entzückte die gute Frau vollständig.

„Noch nie habe ich einen hübscheren Hut besessen", sagte sie. „Acht Dollars? Natürlich will ich Ihnen acht Dollars bezahlen! Ich hatte mich auf zehn vorbereitet, und dieser ist hübscher, als ich ihn wo anders bekommen hätte."

Dieser Erfolg entschädigte sie einigermaßen für das Kritisiren und Handeln von Seiten Mrs. Dearon Roots, die im Nebenhause mit ihren drei Töchtern wohnte. Phöbe mußte die Familie für sechsundzwanzig Dollars mit Hüten versehen, wovon kaum ihre eigenen Ausgaben gedeckt wurden.

Dann packte sie wieder ihren Korb und begab sich von Neuem auf den Weg unter den blühenden Bäumen und auf den schattigen Wegen, wo das Gras mit den goldigen Blüthen des Löwenzahns wie besät war.

„Dr. Falkney hatte recht", sagte sie zu sich selbst. „Luft und Bewegung sind mir nothwendig. Ich bin ein ganz anderer Mensch geworden — nur thut es mir leid, daß ich Dr. Falkney's freundliches Gesicht nie mehr wiedersehen werde!" Nur einen Augenblick lang schimmerte das ferne Blau des April-Himmels durch einen Nebel von hervorbrechenden Thränen. „Wie thöricht ich bin!" dachte Phöbe.

Dann klopfte sie bei Mrs. Parthan an und fragte, ob sie das Neueste in Frühjahrshüten zeigen dürfte. Die frischen, glänzenden Bandrollen, die zarten Rosen und Narzissen, die hübschen Fassons in Stroh und Spitzen, und Phöbe's natürliches Talent im Zusammenstellen aller dieser Herrlichkeiten, erwies sich bei der Landbevölkerung als unwiderstehlich, und in Kurzem hatte Phöbe ihren ganzen Vorrath ausverkauft und kehrte mit einer beträchtlichen Summe als Reinertrag nach der Stadt zurück.

„Dies", sagte sie freudig zu sich selbst, „will ich Tante Mynton geben für die Ausgaben, die ich ihr verursacht habe."

Als sie über die Straße ging, um sich nach dem düsteren, rothen Gebäude zu begeben, wo Mynton's zusammen mit einem Dutzend anderer Familien wohnten, hielt Jemand plötzlich sein Pferd an mit dem Rufe: „Wollen Sie überfahren werden Phöbe?" Sie sah auf, es war Dr. Falkney.

„O, Doktor", rief sie strahlend, „ich habe Ihre Vorschrift befolgt, und Sie können Sich kaum denken, wie gut es mir gethan hat!"

Der Doktor sah ebenso glücklich aus wie sie selbst. „Ich werde heute Abend zu Ihnen kommen", sagte er.

„Wieder eine Vorschrift?" fragte Phöbe.

Und dann dachte sie mit plötzlichem Erröthen daran, daß sie seine Rechnung noch nicht bezahlt hatte.

„Aber jetzt kann ich sie bezahlen!" dachte sie, als sie seinem davonrollenden Wagen nachblickte. „Wenn seine Sprechstunden anfangen, will ich zu ihm gehen. Ich will nicht warten, bis er mir seine Rechnung bringt."

Zu Dr. Falkney's Ueberraschung war sein erster Patient an diesem Nachmittag Phöbe Clifford.

„Doktor", sagte sie, „ich bin gekommen, um meine Rechnung zu bezahlen mit selbstverdientem Gelde."

„Habe ich sie Ihnen geschickt?" fragte er.

„Nein. Aber —"

„Auch beabsichtige ich nicht es zu thun!" erklärte er. „Phöbe, ich denke daran, mir einen Compagnon zu nehmen."

„Dann wird Ihr Compagnon gewiß darauf bedacht sein, alle die alten Schulden einzutreiben", sagte sie, mit dem Kopfe nickend.

„Das weiß ich nicht. Ich denke an einen Compagnon für's Leben, Phöbe — nicht an einen für meine Praxis — und der Compagnon, den ich haben will, bist Du mein liebes Mädchen!"

Dies klang vielleicht etwas unbestimmt, aber sie verstand es augenblicklich. Ihre Wangen rötheten sich; ihre langen braunen Augenwimpern senkten sich.

„Soll es heißen Dr. Falkney und Frau, mein Liebling?" sagte er, ihre Hand in die seine nehmend.

Jetzt kamen andere Patienten, und nach dem einen Blick in ihre nußbraunen Augen wurde Dr. Falkney von keinem Zweifel gequält.

Dies war das Ende von Phöbe's Putzgeschäft. „Aber ich werde mich stets glücklicher und unabhängiger fühlen", sagte sie, „nun ich weiß, daß ich mir selbst mein Brod verdienen kann."

Gegen den Strom.

Novelle von Gerhard Walter.

Der neue Herr Amtsrichter Wendeborn hatte sich schon recht gut in dem Städtchen eingewohnt. Und er gefiel auch gut. Der alte, etwas exclusive Stammtisch im „Schwarzen Bären", der ihn, wie alle Neueintretenden, zuerst mit vorsichtiger Zurückhaltung beobachtet und behandelt hatte, war mit ihm zufrieden, und wurde es immer mehr. Und das war entscheidend für die gesellschaftliche Stellung eines Fremdlings. Der Amtsrichter war ein guter Kamerad, konnte hübsch anschaulich erzählen, stand seinen Mann vor dem Schoppen und hatte ausgezeichnete Manieren. Nur eine Eigenthümlichkeit hatte er. Er ging gern allein spazieren und wußte mit großer Geschicklichkeit sich ihm etwa aufdrängendes Geleit abzuwehren. Das war eine zwar unbegreifliche, aber immerhin verzeihliche Schrulle. Seine Abendspaziergänge nahmen mit Vorliebe die Richtung nach der „Wassermühle", in der gleichzeitig eine kleine Gastwirthschaft betrieben wurde. Da saß er beim Sonnenuntergang unter der blühenden Linde und unter den Ahornbäumen, aß sein bescheidenes Abendbrod und ging dann in den „Schwarzen Bären" zum fröhlichen Umtrunk.

„Nun sagen Sie mir doch 'mal," begann eines Abends der Provisor, dem die Haare immer zu Berge standen, „warum gehen Sie denn immer gerade da hinaus? Da ist ja alltags kein Mensch zu finden. Im Schützenhaus zum Beispiel, da haben Sie doch Leute um sich!"

„Die will ich vielleicht gar nicht," antwortete der Amtsrichter, bequem zurückgelehnt; „ich bin nun einmal solch ein Einspänner. Wer sagt Ihnen übrigens, daß ich da Niemand treffe? Heute gerade habe ich dort eine sehr interessante Bekanntschaft gemacht. Plötzlich erschien auf der Bildfläche eine junge Dame, die nicht zu verachten war. Sie kam offenbar aus der Badebude, die da oben am Strom erbaut ist —"

„Gehört dem Pfarrer von Buchenholm!" warf der Sanitätsrath ein. —

„Stimmt!" fuhr der Amtsrichter fort; „es war auch die Pfarrerstochter, wie mir der alte Schulz nachher sagte; aber Donnerwetter, meine Herren, so was sieht man nicht oft!"

„Ja, ist vom Seminar zurückgekommen und unterrichtet jetzt dort an der Dorfschule!" bemerkte der Rechtsanwalt lässig; „versprach schon damals, ein hübsches Mädel zu werden! War aber sonst ein rechter Grasaffe."

„Wieso denn?" fragte der Amtsrichter aufmerksam.

„Hochmüthig und kalt, hielt sich für 'was Besonderes!" brummte der Rechtsanwalt. „Fritz, einen neuen Schoppen! Komme Ihnen meinen Rest!"

„So? Hochmüthig? Na, den Eindruck machte sie bei mir nicht. Sie grüßte mit tadelloser Freundlichkeit zurück, aber wie eine Dame grüßt. Und Sie hätten sie nur 'mal sehen sollen, mit dem dunkelschwarzen, gelösten Haar und mit den großen, stillen, tiefliegenden Augen in dem schönen, weißen Gesicht: ich sage Ihnen das Urbild einer reizenden Hexe!"

„Nun, Ihnen scheint sie's ja schon angethan zu haben; dann gebe ich Ihnen nur den guten Rath: „Thue Geld in Deinen Beutel!" Aber die Kartofeln werden zu Hause kalt und ich muß gehen. Nein, mein lieber Herr Richter, die edelsten Gefühle sind nich's ohne ein gutes Butterbrod! Guten Abend, meine Herren!"

Der Amtsrichter sah ihn finster nach

Am nächsten Abend traf er wieder mit der schönen Pfarrerstochter zusammen. Sie saßen bei Tisch nebeneinander. Er aß seine Schinkensemmel und sie eine Schale dicke Milch, und beide sahen auf den im Glanz der sinkenden Sonne wie flüssiges Gold dahinrieselnden Fluß. Zwischen ihnen flog eine Biene summend hin und her und schwenkte in tadellosem Bogen bald um sein, bald um ihr Gesicht. Oben in den Kronen der Bäume rauschte leise der milde Abendwind.

Das Fräulein stand auf und ging. Eine große, schlanke, feine Gestalt. Das lange, dunkle Haar floß ihr geöffnet über die Schultern. Der Amtsrichter grüßte cavaliermäßig. Sie dankte wieder mit der anmuthigen Freundlichkeit, die ihm am Tage vorher so gut gefallen hatte. Da glitt ihr das rothe Tuch von der Schulter und fiel zu Boden.

Blitzschnell sprang Herr Wendeborn zu und nahm es auf. Sie lachte ihm freundlich zu über prächtigen, weißen Zähnen, und eine wohllautende Stimme dankte ihm. Er sah ihr versunken und bezaubert nach. Dies Mal erzählte er den Herren im „Bären" nicht von seiner Begegnung.

Und sie trafen sich jeden Abend und wurden mit einander bekannt Er hatte sich in zwangloser Weise vorgestellt und nach einigen Abenden gebeten, sich an ihren Tisch setzen zu dürfen, nachdem er ihr in einem verzweifelten Kampf mit einer Biene, die entschieden feindselig gegen Fräulein Ursula auftreten wollte, ritterlich und sieghaft beigestanden.

Nachher gingen sie ein kleines Stück Weg zusammen bis zum Kreuzweg.

„Ich führe zur Zeit allein Haus in der Pfarrei; meine Eltern sind auf drei Monate in Tirol, und ich habe meine Schularbeit. Da sitze ich lieber am Abend nach dem Bade dort am Mühlwehr und verzehre mein Abendbrod, als allein in dem großen Hause oder in der dichten, luftlosen Laube von Pfeifenkraut."

Der Kreuzweg war da. Er grüßte wie vor einer Prinzeß.

Und sie wurden näher bekannt. Sie stimmten in so mancher Anschauung zusammen. Und sie freuten sich beide auf die Abendstunde.

Der Amtsrichter hatte sich eine Cigarre angezündet und blies behaglich die blauen Wölklein in die lindenblüthen-duftige Luft.

„Wissen Sie auch, meine Gnädige, daß man Sie für hochmüthig hält?" sagte er im Laufe des Gesprächs.

Sie lachte ein wenig und lehnte sich zurück im Stuhl. Ihr Haar fegte beinahe den Boden. „Ich wüßte nichts, was mir gleichgültiger wäre, als solche Leutemeinung. Ich habe natürlich keine Neigung, mich mit Grete und Stine zu duzen, und Ihre Gentlemen in Ihrer guten Stadt da drüben imponiren mir auch nicht."

„Ist es nicht gefährlich für ein junges Mädchen, sich so über die Meinung der Leute hinwegzusetzen?" fragte er mit fast besorgtem Ton

Sie warf den feinen Kopf stolz zurück und sah ihn an mit eigenartig leuchtendem Blick: „Ich thue es aber!" sagte sie und reichte ihm die Hand zum Abschied. Er neigte sich tief darüber: „Jawohl! Ein gesunder Fisch schwimmt auch gegen den Strom!"

Das Bild des eigenartigen Mädchens in ihrer stolzen, fast herben jungfräulichen Art ließ ihn nicht wieder. Die Verhältnisse, in denen sie lebten, waren zu klein, als daß ihr Verkehr unbemerkt geblieben wäre. Im „Bären" fingen die Anspielungen an, häufiger und unverkennbarer zu werden.

„Mein gnädiges Fräulein Ursula," sagte er eines Abends, „ich lege mein Geschick in ihre Hände! Die braven Leute fangen an, auf unsere Kosten einen Roman zu dichten. Ich halte es für meine Pflicht, einer Dame, die ich verehre, das zu sagen. Befehlen Sie, daß ich fortbleibe? Dann kreuze ich ihren Weg nicht wieder!"

Sie lachte wieder, heiter und herzlich.

„Sie wissen ja, wie ich über die Leute und ihr Reden denke. Es würde mir leid thun, sehr leid, wenn Sie meinetwegen diesen Platz am Wehr meiden wollten!"

Jetzt lachte er auch und hielt ihr die große, ehrliche Hand über den Tisch hin: „Sie sind ein junges Heldenweib! Das mag ich leiden!"

Sie berührte seine Hand leicht mit den Fingerspitzen. „Das Leben ist ja an sich ernsthaft genug," sagte sie, „da hat es keinen Zweck, auch noch allerlei lustige Dummheiten tragisch zu nehmen."

Er sah ihr tief in die dunklen Augen: „Wissen Sie, wie Sie jetzt aussehen? Wie die Hexe auf dem Gemälde von Gabriel Max!"

Sie stand auf und schaute ihn heiter an. „Gut, daß wir nicht dreihundert Jahre früher geboren sind! Dann hätten Sie mich vielleicht in eigener Person zum Scheiterhaufen verurtheilt. Gott befohlen! — Aber wird rufen hatte ich nichts!"

Sie nickte ihm zu und ging, stolz und frei. Er sah ihr lange nach.

Am nächsten Morgen fehlte sie, und am folgenden auch. Und wie sie am dritten Tage nicht da war, da nagte die Qual um sie an seinem Herzen „Du hast sie vertrieben mit deinem dummen Gerede!" sagte er sich und hielt den Kopf schwer aufgestützt und starrte in's rinnende und rauschende Wasser. Und die verzehrende Glut von der Ursula im Scherz gesprochen, brannte nun in seinem Herzen. —

„Da drüben in Buchenholm sieht's ja traurig aus!" sagte der Sanitätsrath am Stammtisch und stieß mit dem Amtsrichter an.

„Wieso denn?" fragte der gespannt.

„Wissen Sie's nicht? Da ist der Typhus in ganz bösartiger Weise ausgebrochen!"

„Donnerwetter noch 'mal!" fuhr Wendeborn in die Höhe.

Ueber die Gesichter ging ein Lachen.

„Nun, man sachte!" beruhigte ihn der Arzt, „so lange die Leute in solcher Pflege sind, hat's keine Noth! Alle Welt, — ich hätte das dem Mädel nicht zugetraut, und was jemals gegen sie gesagt ist, das nehme ich hier ausdrücklich zurück."

„Wen meinen Sie denn?" fragte Wendeborn schnell.

„Nun natürlich Ihre Freundin, die Pfarrerstochter!" sagte der Sanitätsrath ernsthaft. „Ist ja ein halb Jahr lang Johanniter-Schwester gewesen, und nun geht sie von Haus zu Haus als der gute Geist von Buchenholm und scheut vor nichts zurück. Das gefällt mir!"

„Nun, dann nehme ich den „Grasaffen" auch zurück!" fiel der Rechtsanwalt ein. „Ehre, wem Ehre gebührt; soll leben, die schöne Ursula!"

Die Krüge klirrten zusammen, nur der Amtsrichter saß tief in Gedanken da und biß auf seinen Schnurrbart. Und nun fuhr er auf und trank seinen Krug aus bis auf den Grund.

Am folgenden Tage brachte der Gerichtsdiener dem Amtsrichter einen Brief. Eine schöne, ausdrucksvolle Damenhandschrift stand auf der Adresse Drinnen stand geschrieben:

„Sehr geehrter Herr Amtsrichter! Die alte Greth Dorth Miesenholzen möchte am Typhus erkrankt, ihr Testament machen und bittet Sie, baldmöglichst herauszukommen. Mit vorzüglicher Hochachtung Ursula Peters."

„Sofort einen Wagen! Und ich ließe den Referendar Aberkorn bitten, als Gerichtsschreiber mitzukommen!" rief er, erregt aufspringend.

Es war ein heißer Tag. In der Hütte der alten Greth Dorth standen alle Fenster offen. Am Fenster stand im hellen Kattunkleid und blüthenweißer Latzschürze die Pfarrerstochter. Ihr Gesicht war blaß und dunkle Ringe lagen unter den tiefen Augen. Der Wagen hielt. Die Herren vom Gericht traten ein. Tief neigten sie sich vor dem bleichen, jungen Mädchen, die dem Amtsrichter die zarte Hand bot. Im Wandbett stöhnte die Alte.

„Es muß schnell gehen," sagte Ursula, „sonst verliert sie wieder die Besinnung."

Aber es dauerte ziemlich lange. Die Alte besaß mehr, als einer geglaubt hatte. Zuletzt zog sie den Amtsrichter dicht an sich heran: „Sei saall dat nich hören! Dat Frölen dor saall hunnert Mark hebben tau ehre Utstüer: sei hett nix und kann dat bruken. So'n Engel gifft's nich wedder, un sei hett veel in mi olle Fru dauhn! Schriewen Sei man!"

Dem Amtsrichter brannten die Augen. Und das Herz brannte ihm auch, wie er auf das schlanke, schöne Mädchen sah, die todtmüde in dem großen, alten, zerrissenen Lehnstuhl zusammengesunken war.

„Fahren Sie zurück, Kollege, ich gehe zu Fuß!" sagte er zu dem Referendar. Er blieb allein im Zimmer mit der Sterbenden und der Schlafenden. Von fern her rauschte das Wasser über's Wehr, da, wo er Ursula kennen gelernt hatte. Und eine Biene war durch's Fenster geflogen und zog ihre Kreise um das geneigte Haupt der Müden.

Der Amtsrichter trat hinzu und verjagte die Biene. Lange sah er hinab auf das Mädchen. Ihr weißes Gesicht sah so ernsthaft aus. Ihre rothen Lippen waren ein wenig geöffnet über den schimmernden Zähnen. Da beugte er sich über sie, tiefer und tiefer, bis seine Lippen auf den ihren lagen. Sie fuhr auf und sah mit todtmüden Augen auf ihn:

„Ursula," sagte er, und legte den Arm um ihren Nacken, „was die Leute sagen, das gilt Dir gleich; gilt's Dir auch gleich, was Dein Liebster Dir sagt? Der sagt: „Ursel, ich liebe Dich!" Und der bittet: sei mein, Du Liebliche, Stolze, Getreue!"

Sie lehnte das Haupt an seine Schulter. Draußen rauschte das Wasser am Wehr.

Was ist Glück?

Wer weiß zu leben?
Wer zu leiden weiß.
Wer zu genießen?
Der zu meiden weiß.

Jüngst hat man in einem Werke Aussprüche über das „Glück" aus der Litteratur aller Zeiten und Zonen gesammelt. Wie charakteristisch ist dies für unsere Zeit, in der das Jagen und Hasten nach Glück in einem fieberhaften Taumel ausgeartet ist, welcher Alt und Jung, Reich und Arm, jedes Geschlecht, jeden Stand ergriffen hat. — Glück! Glück! — Das wunderbare Wort bebt auf den Lippen der Jungfrau und des Jünglings; das gereifte Weib, der Mann im Lebenskampf, sie suchen es auf tausend Wegen. Und selbst das Alter hofft, es möchte ihm noch in den Schooß fallen. Was aber verstehen die meisten Menschen unter diesem Wort? —: Genuß, Besitz, irdischer Güter, Befriedigung sinnlicher Bedürfnisse.

Wie Wenige finden auf diesem Wege das Glück! — Ketten, schwer drückende Ketten sind es, die sie an Stelle der erhofften Seligkeit eintauschten, Ketten, die sie bis an's Grab schleppen müssen. Obenan steht die Abhängigkeit von Menschen und Dingen.

„Nichts bedürfen, es ist der Wahrheit Erstes und Letztes," singt Albert Möser. Und doch bedürfen wir alle! Aber es ist eine Wahrheit, die sich tausendfach bestätigt hat, daß Diejenigen die Glücklichsten waren, die am wenigsten bedurften, und zwar aus dem Grunde, weil sie unabhängig wurden von den Zufällen des Daseins, von den Launen der Menschen, von den Schlägen des Schicksals.

Darum, Du ringender Mensch, der mit fieberndem Herzen nach Glück lechzt: lerne Genügsamkeit und Ergebung! Du wirst diese erringen, wenn Du Dir im stillen Heiligthum Deiner Brust einen Tempel erbaust, den kein Wille der Menschen berührt, kein Hauch widrigen Geschickes erschüttert. Lerne verzichten auf irdischen Tand, verzichten, wenn es sein muß, selbst auf den Besitz geliebter Personen. Es ist schwer, unendlich schwer, namentlich dem Herzen, das noch von der Jugend heißem Blut in leidenschaftlichen Wogen durchwallt wird. Aber es ist zu erringen durch ehrliche, unablässige Arbeit an sich selbst; durch das beharrliche Hinlenken des Blickes auf das, was dauert in der Flucht der Erscheinungen, auf die edlen, ewigen Güter: Religion, Kunst, Wissenschaft, uneigennützige Arbeit im Dienste der Menschheit. Schätze dieser Art, die Du in Dir sammelst, sind Dein, ganz Dein, und eine unversiegbare Quelle unendlicher Freuden.

O. B.

Zur Vorsicht beim Benutzen von Bleistiften

wird gegenwärtig in verschiedenen Lehrerzeitungen gemahnt. Und zwar wird namentlich die größte Sorgfalt beim Anspitzen der Bleistifte empfohlen, sowie vor dem Anfeuchten mit den Lippen gewarnt. Als abschreckende Beispiele aber werden besonders folgende Fälle angeführt: Vor einiger Zeit starb im Augusta-Hospital in Berlin der 18 Jahre alte Kunstschlosser R. A. Er hatte sich beim Anspitzen eines Bleistiftes in den Finger geschnitten und beachtete die Wunde, in welche etwas Graphit gerathen war, nicht weiter. Am nächsten Tage stellte sich eine schmerzhafte Entzündung des verletzten Fingers ein, die Hand, ja der Arm schwollen bedeutend an. Erst als die Vergiftung auf die linke Brustseite und Schulter übergegangen war, wurde ärztliche Hilfe in Anspruch genommen — aber zu spät.

In einem anderen Falle konstatirte der Arzt als Ursache eines langenwierigen, chronischen Darm-Katarrhs bei einem jungen Manne die Gewohnheit, den Bleistift vor dem Gebrauche mit dem Munde anzufeuchten. Die Lehrer werden daher in den betreffenden Fachzeitungen aufgefordert, diese üble Gewohnheit zu bekämpfen.